

# Hundert heilige Minuten

## Wie die Jenaplan-Schule in Jena aus Unterschieden Kapital schlägt

Heute ist die ganze Schule auf den Beinen. Nein nicht ganz, die „Spatzen“, die Kinder aus dem Kindergarten, sind nicht mit dabei. Aber alle anderen 400 Schüler von Klasse 1 bis 13 ziehen mit dem Kollegium von der Tatzendpromenade 9 quer durch die Stadt zum Universitätshügel. Eine der schönsten Schuldemos der letzten Jahre. Nur ein Hörsaal ist für alle groß genug. An diesem Vormittag stellen die Lehrer ein Projekt vor, an dem die ganze Schule die nächsten drei Wochen arbeiten wird. Alle Schüler, alle Lehrer, auch alle Spatzen machen mit. Das Thema: „Die Moderne.“ An dieser Schule sind ohnehin übers ganze Jahr an drei Tagen die Woche 100 Minuten als Projektzeit reserviert. Jedes der Projekte läuft über drei Wochen. Diesmal wird es in der dritten Woche jeden Tag von morgens bis abends um nichts als die „Moderne“ gehen. Einmal im Jahr macht die Schule so ein Großprojekt.

Die Präsentation im Hörsaal ist beeindruckend: Ausschnitte aus Charly Chaplins Film „Modern Times“ werden gezeigt. Eine Exkursion zum „Bauhaus“ wird vorgestellt und dann ein Zwischenfall. Während eine Lehrerin Brecht singt, erscheinen hinter ihr unpassende Schriften. „Schaltet den Beamer aus! Der Computer spinnt!“ Ruft jemand, „Wo ist Konrad?“ Konrad ist das Computergenie aus dem 9. Jahrgang, die unbestrittene Autorität auf diesem Gebiet.

Diese Szene wäre in manch anderer Schule der Auslöser für großes Gejohle im Saal geworden. Lauter prustende Schüler, die auf so was nur gewartet haben. Endlich mal Druck ablassen. Ein kleines Match im sadistischen Pingpong mit dem Lehrkörper. Nichts davon. Vielleicht ein Lächeln. Keine Störung der Aufmerksamkeit. Bloß einige Lehrer finden die Panne peinlich.

Wenn eine Schule diesen Test besteht, muss etwas ganz Besonderes mit ihr sein. Worin besteht das Geheimnis?

1989 wussten viele Menschen in der DDR, so wie bisher, wollen sie nicht mehr leben. Lehrer und Eltern suchten Vorbilder für eine freie Schule. Eine Gruppe aus Jena sah sich in westdeutschen Reformschulen um. „Aber eigentlich wussten wir nur,“ erinnert sich Gisela John, die heute Schulleiterin ist, „dass wir eine freie Schule wollen, eine ohne Demütigung, eine in der jeder einzigartig und anders sein darf.“ Vom Jenaplan und von Peter Petersen wussten sie nichts. Davon erfuhren sie auch in der Bundesrepublik kaum etwas. Aber nach Jena kamen jetzt Menschen aus den USA, aus Holland oder aus Skandinavien, die in solchen Schulen als Lehrer arbeiteten oder dort Schüler waren. Und es kamen Emigranten, die vor dem Krieg Schüler in der Jenaplan-Schule gewesen waren.

Vom Jenaplan wusste die Initiative für eine freie Schule immer noch nicht viel, als sie sich den Namen gab und als Reformschule anerkannt wurde. Später wurde sogar ein Passus in das Thüringer Schulgesetz aufgenommen, dass reformpädagogisch ausgerichtete Schulen besondere Spielräume zu billigt, zum Beispiel was das Herausschieben der Notengebung betrifft oder die Möglichkeit vom Kindergarten über die zehnjährige Regelschule bis zur gymnasialen Oberstufe alles unter einem Dach zu haben.

Die Grundidee des Jenaplan, die der Reformpädagoge Peter Petersen in den zwanziger Jahren entwickelt hatte, ist, Schüler nicht nur mit Gleichaltrigen zu unterrichten. In gemischten

Gruppen lerne es sich besser. „Nicht nur, weil Jüngere von Älteren lernen“ erklärt die Schulleitern Gisela John, „die Älteren lernen auch von den Jüngeren.“ Aber auch das ist noch nicht der Kern der Idee, wie sie Gisela John und ihre Mitstreiter heute verstehen. Für sie ist es gut, verschieden zu sein. Verschiedenheit ist kein in Kauf genommener Stolperstein. Täglich erneuert sich hier diese Erfahrung: Von Unterschieden lernt man am besten. Alle sind ja unterschiedlich. Man muss es aber auch nur sein dürfen. Das sind Selbstverständlichkeiten, die nicht selbstverständlich sind, zumal nach 40 Jahren DDR und im gegliederten Schulsystem des Bundesrepublik, das an die Homogenität der Schüler in Gymnasien oder Hauptschulen glaubt und jeweils kleinschrittig die Lehrpläne abarbeitet. Die Überzeugung, dass es viele verschiedene Wege gibt, ist für Deutsche immer noch ein gewöhnungsbedürftiger Gedanke. An der Jenaplanschule ist man davon überzeugt, Unterschiede sind natürlich, gut und menschlich, außerdem steigern sie auch die Intelligenz.

Die Stammgruppen konfrontieren die Schüler täglich mit einem grundlegenden Unterschied, dem Alter. Man gehört erst zur Untergruppe mit den Jahrgängen eins bis drei. Dann kommen die Kinder in die Mittelgruppe, zu der die Jahrgänge vier bis sechs gehören. Schließlich die Obergruppe für die Jahrgänge sieben bis neun. Der 10. Jahrgang steht allein. Dann schließt sich die Oberstufe an, zu der inzwischen die meisten Schüler gehen.

In jeder der drei Stammgruppen beginnen Schüler als die Kleinen, um sie nach drei Jahren als die Großen zu verlassen und dann auf dem nächst höheren Niveau wieder als Anfänger zu starten. Jeder macht dauernd die stimulierende Erfahrung von Innen und Außen, von Groß und Klein, von Experte und Novize.

Neben den altersgemischten Gruppen besuchen die Schüler auch Kurse, die nach Jahrgängen eingeteilt sind. Während es in den Stammgruppen auf Klassengespräche, Gruppenarbeit und Selbständigkeit ankommt, steht in den Kursen eher der Unterricht des Lehrers im Mittelpunkt. Seit ihrer Gründung driftet die Schule immer mehr von den Kursen hin zu heterogenen Gruppen und vor allem zu Projekten. „Da trauen wir uns immer mehr“, sagt die Schulleiterin und gesteht, dass Lehrer dabei Angst zu überwinden haben. „Schülern mehr Selbständigkeit zu geben, erfordert viel Mut“, sagt sie. Lehrer erleben, wie sie immer noch ein heimliches, tief sitzendes Misstrauen haben, ihre Schüler wollten oder könnten nicht von sich aus lernen. Dann setzen Lehrer auf Nummer sicher und unterrichten Fächer statt Schüler. Aber das bringt Schülern nur mäßigen Gewinn.

An der Jenaplan Schule werden nun auch die Grenzen zwischen den naturwissenschaftlichen Fächern Chemie, Physik und Biologie durchlässig. Im Fach Natur nutzt man die Fächer als unterschiedliche Zugänge zur gleichen Sache. Das Ergebnis ist, wie bei jeder dieser Lockerungen, bessere Leistungen der Schüler. Und genau daran erkennt man gute Schulen: Lehrer werden von Leistungen und Ideen ihrer Schüler überrascht. „Wir haben doch tolle Schüler“, schwärmt Gisela John, „dass ich immer froh bin hier Lehrerin zu sein.“

Wer während der täglichen hundertminütigen Projektzeit durchs Haus geht, traut seinen Augen, vor allem seinen Ohren nicht. Auf den Fluren, im Treppenhaus überall Schüler. Zumeist sitzen zwei, drei zusammen und sind ganz bei ihrer Sache. Auch in Klassen sieht man diese Lernlandschaften. Die meisten Türen sind offen. Manchmal trägt ein Schüler etwas vor. Das nennt man „Präsentieren“, ein ganz wichtiges Wort in dieser Schule. Diese 100 Minuten sind der Höhepunkt des Tages in dieser Ganztagschule. Diese Projekte sind Welten entfernt von der Beliebigkeit, mit der man Projektstage oder Projektwochen nicht völlig unzutreffend in Verbindung bringt, zumal wenn es sich um die letzten Tage vor den Ferien handelt. Die Projekte bestehen hier aus gut ausgearbeiteten und immer wieder neu

durchdachten Curricula. Jedes Projekt werten die Lehrer anschließend aus, um es zu verbessern. So lernen auch die Lehrer. Ja man könnte sagen, sie forschen. Sie sind Lehr- und Lernforscher. Sie beobachten nicht nur die Schüler, sondern auch sich und die Folgen ihre Arbeit. Je freier Schüler im Unterricht lernen, um so gewissenhafter müssen Lehrer ihn entwerfen, ja choreographieren.

Viele Besucher staunen nur kurz über diese Atmosphäre, dann meinen sie den Grund für das Gelingen gefunden zu haben. Sie sagen, das sind halt ausgesuchte Schüler, die keine Probleme machen. Falsch. Viele Kinder und Jugendliche haben Umwege hinter sich. Manche sind hier nach Phasen der Schulverweigerung erstmals heimisch geworden. Die Schulleiterin versteht nicht, wie schnell häufig nach der Substanz des „Schülermaterials“ gefragt und nicht begriffen wird, „dass hinter dem Ganzen ein gemeinsam geschaffenes Regelwerk und geteilte Rituale stehen.“

Zum Beispiel das Präsentieren. Es ist Ritual, Prüfung, Übung sich zu exponieren und eine Methode der Sache Geltung zu verschaffen. Schüler einer Obergruppe haben zum Beispiel über die Evolution gearbeitet. Nach drei Wochen, jeder dritte Freitag ist Präsentationstag, trägt ein Schüler vor, was er über die Entstehung fleischfressender Pflanzen herausgefunden hat. Souverän, ja humorvoll spricht er, liest nicht ab. Er legt Folien auf den Overheadprojektor und beantwortet die kundigen und ernsthaften Fragen der Mitschüler. Der Blick in diese Klasse macht den Beobachter heiter. Es ist schön, das Erwachen der Intelligenz mit zu erleben.

„Es gibt keine bessere Prüfung als das Präsentieren,“ sagt Gisela John. Da kann keiner mogeln oder bluffen. „Und vor den Mitschülern will jeder gut da stehen.“ Außerdem lernen die Schüler von den Präsentationen der anderen mehr, als wenn Schritt für Schritt das Pensum durchgenommen wird. „Durch dieses Lernen in Zusammenhängen sparen wir unendlich viel Zeit,“ weiß Gisela John. „Alles wird verknüpft.“ Wie aufwendig ist es doch, die komplexe Welt in dünne Schichten zu sezieren, auf Fächer zu verteilen und sie dann nach Lehr- und Stundenplänen wieder aufzuwärmen? Das gelingt selten; und am Ende ist die verschulte Welt erkaltet und fühlt sich häufig wie Pappe an.

Jeder Klassenraum an der Jenaplan-Schule sieht anders aus. Der eine hat Streifen, ein anderer ist grün, der dritte blau gestrichen. „Die Schule lebt von der Individualität der Schüler und von der Individualität der Lehrer,“ sagt Frau John und fügt hinzu, „nicht nur von den Stärken und Schwächen, im Grunde auch von den Macken der einzelnen“. Gute Schulen lernen von den Schwierigkeiten ihrer Schüler. So erkunden sie das weite Feld des Lernens. Schon deshalb wollen sie nicht auf diese Kinder und Jugendlichen, die Umwege nehmen, verzichten. „Man muss erkennen, wie ein Schüler lernt, und dass jeder anders lernt. Ich muss den Schüler helfen, aber ich darf ihnen nicht die Schwierigkeiten aus dem Weg räumen.“ Gisela John und ihre Kollegen wissen, dass letztlich nur jeder Schüler selbst lernen kann und dass jeder bereit sein muss, sich dafür anzustrengen. Das wiederum setzt bei ihm die Zuversicht voraus, dass es sich lohnt zum Ziel zu kommen. Deshalb ist für diese Schule noch ein Eckstein unverzichtbar: „Die Sache muss auch ästhetisch sein. Sie muss immer zu Ende gebracht werden und zwar so, dass das Ergebnis schön ist.“

Schönheit ist ein Maß des Gelingens, auch in einer Schule. Noch ein in Deutschland gewöhnungsbedürftiger Gedanke, wenn man an die Normalverwahrlosung vieler Schulen denkt, die einen traurig machen kann. Aber warum sollten nicht Schönheit und Spiel, Ernst und Eleganz, die Anstrengung, eine Sache zu vollenden und sie dann anderen vorzustellen, Prinzipien von Schulen werden?

Gelingen kann allerdings nur, was auch misslingen darf. Wenn Freiheit und Unsicherheit aus lauter Furcht vor dem Misslingen klein gehalten werden, dann wird der Kreativität die Seele genommen. Gelingen können Dinge nur, wenn im Handeln das Neue eine Chance bekommt, wenn nicht bloß Bewährtes angewendet, ausgeführt oder gar nur kopiert wird. Darin hat es diese Schule zu einer wahren Kunst gebracht.

Zum Beispiel beim Auftakt für das Jahresprojekt über die „Moderne“. Nachdem der Computer wieder funktioniert, trägt eine Lehrerin das Gedicht „Anna Blume“ von Kurt Schwitters vor. Ein Lehrer skizziert, worum es bei Studien über Eric Satie gehen wird. Ein Chor von Lehrern und Oberstufenschülern singt einen Song aus dem Musical Cabaret. Was hat es mit den Blauen Pferde von Frans Marc auf sich? Wie wurde Fritz Langs Metropolis gedreht? Die Reihe ist noch lang.

Und was machen die „Spatzen“, die Vier bis Sechsjährigen aus der Vorschule in diesem Projekt? Sie werden eine Fabrik mit Fließbändern besichtigen, mit ihren Mitteln versuchen, ein Fließband nach zu bauen und außerdem wollen sie etwas Fließbandmusik komponieren.